

Herausgeber

R. Kammerl
L. Hirschhäuser
M. Rosenkranz
Ch. Schwinge
S. Hein
L. Wartberg
K.-U. Petersen

Exzessive Internetnutzung in Familien

Zusammenhänge zwischen der exzessiven
Computer- und Internetnutzung Jugendlicher
und dem (medien)erzieherischen Handeln
in den Familien



Pabst

Rudolf Kammerl, Lena Hirschhäuser, Moritz Rosenkranz,
Christiane Schwinge, Sandra Hein, Lutz Wartberg
und Kay Uwe Petersen (Hrsg.)

EXIF – Exzessive Internetnutzung in Familien

Zusammenhänge zwischen der exzessiven
Computer- und Internetnutzung Jugendlicher
und dem (medien)erzieherischen Handeln
in den Familien



PABST SCIENCE PUBLISHERS
Lengerich · Berlin · Bremen · Miami
Riga · Viernheim · Wien · Zagreb

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Geschützte Warennamen (Warenzeichen) werden nicht besonders kenntlich gemacht. Aus dem Fehlen eines solchen Hinweises kann also nicht geschlossen werden, dass es sich um einen freien Warennamen handelt.

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Wir danken den Familien und den befragten Experten für ihre Bereitschaft, an der Studie teilzunehmen.

Ein besonderer Dank richtet sich an das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend für die finanzielle Förderung des Projekts. Des Weiteren sei ENIGMA GfK für die gute Kooperation gedankt.

Ein großer Dank gilt unseren studentischen Mitarbeitern Anja Schwedler, Kathrin Joswig, Nils Dargel und Nina Hürter für die vielfältige Unterstützung und unserer Lektorin Judith Keinath.

© 2012 Pabst Science Publishers · D-49525 Lengerich
Internet: www.pabst-publishers.de
E-Mail: pabst@pabst-publishers.de

ISBN: 978-3-89967-832-1

Konvertierung: μ
Druck: booksfactory.de

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Abstract	9
1 Einleitung <i>Rudolf Kammerl, Moritz Rosenkranz und Lena Hirschhäuser</i>	10
2 Stand der Forschung: Exzessive und suchtarartige Computer- und Internetnutzung <i>Kay Uwe Petersen und Lutz Wartberg</i>	15
3 Das medienerzieherische Handeln in Familien mit Jugendlichen <i>Sandra Hein und Lena Hirschhäuser</i>	21
3.1 Veränderungsprozesse im Jugendalter	21
3.2 Veränderungen als Bewältigungsprozess für Eltern und Kind	22
3.3 Medien im Jugendalter	24
3.4 Medienerzieherisches Handeln in Familien	25
3.5 Familiale Einflussfaktoren auf die Mediennutzung ihrer Kinder	27
3.6 Die Verbindung von Medienerziehung und familialen Entwicklungsprozessen	28
4 Exzessive Computer- und Internetnutzung als Suchthematik <i>Rudolf Kammerl, Lena Hirschhäuser und Lutz Wartberg</i>	29
4.1 Gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Bewertung exzessiver Nutzung	29
4.2 Soziale Konstruktion pathologischer Internetnutzung	32
4.3 Exzessive Computer- und Internetnutzung als Gegenstand problembezogener Eltern-Kind-Interaktion in Familien	32
4.4 Wissenschaftliche und subjektive Perspektiven auf die exzessive Computer- und Internetnutzung im Modell	34
4.4.1 Wissenschaftliche Ebene – Perspektive der Suchtforschung	34
4.4.2 Subjektive Ebene	35
4.4.3 Teil- bzw. Schnittmengen	35
4.5 Familiale Einflussfaktoren im Vergleich	36
4.5.1 Unterschiede im medienerzieherischen Handeln	36
4.5.2 Medienunabhängige Einflussfaktoren im Vergleich	37
4.6 Die Rolle der Familie bei exzessiver oder suchtarartiger Computer- und Internetnutzung	37

	Seite
5 Zielsetzungen des Forschungsvorhabens und zentrale Fragestellungen	
<i>Rudolf Kammerl</i>	39
6 Methodik	
<i>Lena Hirschhäuser, Moritz Rosenkranz, Christiane Schwinge und Lutz Wartberg</i>	40
6.1 Experteninterviews	41
6.2 Gruppendiskussionen	43
6.3 Repräsentativbefragung	45
6.3.1 Erhebungsinstrumente	45
6.3.1.1 Compulsive Internet Use Scale (CIUS).....	47
6.3.1.2 Familienbögen	47
6.3.2 Vorgehensweise und Durchführung der Befragung.....	49
7 Darstellung der Ergebnisse	51
7.1 Gruppendiskussionen	
<i>Christiane Schwinge</i>	52
7.1.1 Auswertung der Fragebögen zur Computer- und Internetnutzung.....	53
7.1.1.1 Nutzungsumfang Internet.....	53
7.1.1.2 Aktivitäten am PC und im Internet	54
7.1.1.3 Streitigkeiten wegen der Computer- und Internetnutzung	55
7.1.1.4 Stellenwert von Computer und Internet im Alltag der Jugendlichen.....	56
7.1.1.5 Fazit	58
7.1.2 Auswertung der Gruppendiskussionen nach der dokumentarischen Methode	58
7.1.2.1 Ergebnisse der formulierenden Interpretation	59
7.1.2.2 Ergebnisse der reflektierenden Interpretation.....	67
7.1.3 Fazit	72
7.1.4 Steckbriefe der Familien	75
7.2 Exzessive bis pathologische Mediennutzung in Familien aus Sicht von Experten	
<i>Lena Hirschhäuser</i>	84
7.2.1 Qualifikation, Diagnose und Beratung in den befragten Einrichtungen.....	85
7.2.1.1 Spezialisierung der Einrichtungen	86
7.2.1.2 Qualifikation und Erfahrung	86
7.2.1.3 Beratung und Diagnose.....	87
7.2.1.4 Fazit.....	89

	Seite
7.2.2	Über den Umgang mit exzessiver Computer- und Internetnutzung in Familien 90
7.2.2.1	Zentrale Merkmale der familialen Strukturen..... 90
7.2.2.2	Beziehungsstrukturen in den Familien..... 93
7.2.2.3	Problembeschreibung, -genese und -ursachen aus Sicht der Familienmitglieder und der Experten..... 96
7.2.2.4	Problemverläufe und -löseversuche aus Sicht der Familienmitglieder und der Experten..... 100
7.2.3	Zusammenhänge zwischen den Familienstrukturen, den (medienbezogenen) Erziehungsstilen und der problematischen Computer- und Internetnutzung 102
7.2.4	Resümee und erziehungswissenschaftliche Einordnung 106
7.2.4.1	Typische familiale Strukturen 107
7.2.4.2	Verschlechterung des Familienklimas 107
7.2.4.3	Probleme durch die adoleszenztypische Veränderung der Eltern-Kind-Beziehung..... 108
7.2.4.4	Die unterschätzte Bedeutung der Medienerziehung 109
7.2.5	Triangulationsprozess – Rückblick und Ausblick 110
7.3	Quantitative repräsentative Studie
	<i>Moritz Rosenkranz</i> 112
7.3.1	Fragestellungen 112
7.3.2	Ergebnisse 113
7.3.2.1	Deskriptive Auswertungen 113
7.3.2.2	Multivariate Modelle 137
7.3.3	Zusammenfassung und Fazit..... 142
7.3.3.1	Soziodemografie 142
7.3.3.2	Soziale Isolation..... 143
7.3.3.3	Nutzungszeiten 143
7.3.3.4	Geräteausstattung..... 144
7.3.3.5	Regeln 144
7.3.3.6	Probleme durch Computer- und Internetnutzung..... 146
7.3.3.7	Medienkompetenz der Eltern..... 147
7.3.3.8	Funktionalität der Familie 147
7.3.3.9	Einflussfaktoren 149
7.3.3.10	Fazit..... 149
7.4	Limitationen der Studie
	<i>Moritz Rosenkranz, Christiane Schwinge, Lutz Wartberg und Lena Hirschhäuser</i> 151
7.4.1	Experteninterviews 151
7.4.2	Gruppendiskussionen 112
7.4.3	Quantitative Erhebung..... 112

	Seite
8	Diskussion und Interpretation
	<i>Lena Hirschhäuser, Moritz Rosenkranz und Rudolf Kammerl</i> 155
8.1	Integrative Analyse der zentralen Ergebnisse 155
8.1.1	Die Wahrnehmung von exzessiver oder suchtartiger Computer- und Internetnutzung in den Familien evoziert Probleme und Konflikte 156
8.1.2	Soziodemografie, Geschlecht und Familienform – divergierende Ergebnisse machen auf den Beratungsbedarf aufmerksam..... 157
8.1.3	Generationsspezifische und medienbiografische Differenzen führen zu Schwierigkeiten in der Medienerziehung..... 158
8.1.4	(Online-)Kommunikation und soziale Integration von exzessiven Nutzern..... 160
8.1.5	Adoleszenztypische Familienentwicklungsaufgaben stehen im Zusammenhang mit der exzessiven Computer- und Internetnutzung..... 161
8.1.6	Familieninterne Lösungsmaßnahmen und externe Hilfen..... 162
8.2	Diskussion und Einordnung der Ergebnisse 163
9	Resümee und Ausblick
	<i>Sandra Hein</i> 165
9.1	Handlungsempfehlungen 166
9.1.1	Stärkung medienbezogener Erziehungskompetenz für Eltern und Lehrkräfte..... 167
9.1.2	Gelingende Medienerziehung durch Erziehungspartnerschaften 168
9.1.3	Entwicklung eines interaktiven Online-Moduls „Familie und Medien“ 171
9.1.4	Beratungsangebote zum medienerzieherischen Handeln in Familien 172
9.1.5	Empfehlungen für das Förderschulwesen 174
9.2	Ausblick auf weitere Forschungsnotwendigkeit 175
	Literaturverzeichnis 179
	Tabellenverzeichnis 189
	Abbildungsverzeichnis 190
	Informationen über die Autoren 191

Abstract

Die mediale Debatte um „computersüchtige“ Jugendliche sowie eine wachsende Anzahl von Anfragen in (Sucht-)Beratungsstellen wegen exzessiver Computer- und Internetnutzung von Jugendlichen weist darauf hin, dass es für viele Familien eine große Herausforderung darstellt, Heranwachsende in ihrem Umgang mit Computer und Internet erzieherisch adäquat zu begleiten. In dem breit angelegten Forschungsprojekt „EXIF“ werden Zusammenhänge zwischen einer als exzessiv oder suchtartig bewerteten Computer- und Internetnutzung von Jugendlichen und der (Medien-)Erziehung in den Familien untersucht.

In der vorliegenden Studie wurden Experteninterviews geführt, Gruppendiskussionen initiiert und eine repräsentative Erhebung realisiert, bei der bundesweit 1.744 14- bis 17-jährige Jugendliche und jeweils ein dazugehöriges Elternteil befragt wurden.

Ob die zeitliche Regulierung der Computer- und Internetnutzung zu einem Problem in der Familie wird, hängt von vielfältigen Faktoren ab: Als zentrale Prädiktoren erwiesen sich hierfür Sozialstatus, Geräteausstattung, Medienerziehung, elterliche Medienkompetenz sowie Funktionalität der Familie.

Dabei gibt es sowohl Familien, in denen in erster Linie die – meist formal höher gebildeten – Eltern eine zeitlich ausufernde Computer- und Internetnutzung ihrer Jugendlichen beschreiben, ohne dass es weitere Anhaltspunkte für eine pathologische Nutzung der Jugendlichen gibt (rund 9% der Familien mit 14- bis 17-jährigen Kindern in Deutschland). Darüber hinaus gibt es aber auch Familien, in denen die Jugendlichen eine suchtähnliche Internetnutzung aufweisen – aus der Perspektive der Eltern, der Jugendlichen selbst sowie aus der Perspektive der Suchtforschung (rund 6% der Familien). Sie finden sich zwar in allen gesellschaftlichen Milieus, Familien aus schwächeren sozialen Schichten und Ein-Eltern-Familien sind allerdings in dieser Problemgruppe häufiger vertreten. Ein allgemein belastetes Familienklima trägt offenbar dazu bei, dass sich die Jugendlichen hinter ihren Bildschirm zurückziehen. Ungeeignete erzieherische Maßnahmen der Eltern können diese Situation zusätzlich verschlimmern. Diese Jugendlichen sind nicht sozial isoliert, sind aber mit einigen zentralen Lebensbereichen sehr unzufrieden, insbesondere mit ihrer Familiensituation.

Von den Familien werden verschiedene Versuche unternommen, die Situation zu verbessern; diese sind jedoch meist erfolglos. Hier deutet sich ein Bedarf an, den Eltern – aber auch professionellen Beratern – geeignete Mittel an die Hand zu geben, damit sich eine (vorübergehend) problematische Nutzung nicht verfestigt.

1 Einleitung

Rudolf Kammerl, Moritz Rosenkranz
und Lena Hirschhäuser

In öffentlichen wie privaten Diskussionen um das Ausmaß der Computer- und Internetnutzung von Jugendlichen steht häufig die Frage im Vordergrund, ob der betreffende Jugendliche „computersüchtig“ sei.

Eine an allgemeinen Suchtkriterien orientierte Forschung kann die Brisanz, die das Thema für Familien hat, jedoch nur eingeschränkt erfassen. Unabhängig von der Frage, ob im pathologisch-klinischen Sinne „Sucht“ vorliegt, sorgt eine als übermäßig wahrgenommene Medienaffinität der Heranwachsenden dafür, dass Familien Belastungen ausgesetzt sind. Diese Belastungen können vielfältiger Natur sein: Familienunternehmungen wie Ausflüge oder das gemeinsame Abendessen kollidieren mit den Mediennutzungsgewohnheiten und -wünschen der Kinder. Das vehemente Einfordern und Durchsetzen eigener (neuer) Handlungsfreiheiten entgegen elterlicher Vorstellungen ist bei einem heranwachsenden Jugendlichen eigentlich nichts Ungewöhnliches – geht es hierbei aber um medienbezogene Handlungsspielräume, so vermuten einige Eltern (oft auch vorschnell) ein dahinter stehendes Suchtverhalten. Andere Eltern wiederum fürchten potentiell gefährliche Internetkontakte in Chat-Rooms etc. oder die Gefährdung ihrer Kinder durch politisch extreme, gewalthaltige oder pornographische Websites. Es gibt also viele potentielle Risiken bei der Nutzung von Computer und Internet, die den meisten Eltern mehr oder weniger bewusst sind. Wie sollen sie ihren Kindern einen kompetenten Umgang mit dem Internet beibringen? Viele Eltern erleben, dass ihre Kinder die Nutzung von Computer und Internet schneller erlernen als sie selbst und sind unsicher, wie sie die Nutzung quantitativ, aber auch inhaltlich begrenzen und begleiten sollen. Diese Unsicherheit kann zu einer Medienerziehung führen, die nicht zur Förderung von Medienkompetenz beiträgt. Gelungene Partizipation und Persönlichkeitsentwicklung vollziehen sich in einer durch Digitalität geprägten Gesellschaft und Kultur aber nur in der begleiteten Auseinandersetzung mit den Medien (BMBF, 2010, S. 5). Zentrales Interesse der vorliegenden Studie, die vom Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend finanziell gefördert wurde, ist es also, mögliche Zusammenhänge zwischen der exzessiven Computer- und Internetnutzung Jugendlicher und dem (medien)erzieherischen Handeln in den Familien zu untersuchen.

Im Zuge der Beratung und Behandlung von Personen, die Probleme mit dem Konsum psychoaktiver Substanzen haben, wird von manchen Wissenschaftlern¹

¹ Im Text erfolgt die Bezeichnung weiblicher oder männlicher Personen aus Gründen der Lesbarkeit und Übersichtlichkeit jeweils in maskuliner Form. Mit allen verwendeten Personen-

sowie Therapeuten komplette Abstinenz als Ziel ausgegeben. Kommt es aber zu einer problematischen oder sogar suchtartigen Computer- und Internetnutzung, wäre eine Abstinenzforderung kontraproduktiv und schlecht realisierbar. So gibt es kaum noch Ausbildungsgänge, Berufe oder sonstige Tätigkeitsfelder, in denen nicht in irgendeinem Zusammenhang der (kompetente) Umgang mit Computer und Internet gefordert wird. Der adäquate Umgang mit diesem Medium bzw. Arbeitsgerät ist zu einer Kernkompetenz geworden. Gleichzeitig ist die Häufung von jugendlichen Computer- und Internetnutzern mit exzessivem bis suchtartigem Nutzungsverhalten ein beunruhigendes Phänomen unserer Zeit. Ob dies eine eigenständige Suchterkrankung oder Ausdruck bzw. Bewältigungsstrategie anderer psychischer Erkrankungen ist, darüber wird derzeit in der Suchtforschung kontrovers diskutiert (vgl. zur Debatte Hayer & Rosenkranz, 2011). Wichtig sind die Ergebnisse dieser Diskussion zum Beispiel hinsichtlich der Frage, wer Beratungs- und Behandlungsangebote bei exzessiver (pathologischer) Mediennutzung bezahlt. Denn wie u.a. die vorliegende Untersuchung zeigen konnte: Eltern wünschen sich zunehmend Hilfsangebote und medienerzieherische Beratung durch öffentliche Stellen. Um entsprechende Angebote zu entwickeln, bedarf es medienpädagogischer Jugend- und Familienforschung zu diesem Phänomen. Würde man sich nur auf die Untersuchung der Gruppe von Jugendlichen konzentrieren, die ein messbar suchtartiges Nutzungsverhalten zeigen, blieben oben angeführte Bereiche, die ebenfalls zu Problemen mit der Mediennutzung und in der Folge zu Problemen und Streit in der Familie führen, unbeachtet.

Im Gegensatz zu einer monokausalen und monoperspektivischen Wirkungstheorie – im Sinne von „Medien machen süchtig“ – ist unter sozialisationstheoretischen Gesichtspunkten die exzessive Mediennutzung multiperspektivisch und interdependent zu betrachten (vgl. Kübler, 2009): Insbesondere im Jugendalter, in dem sich das Ringen um Autonomiezuwächse und eine gewisse emotionale Ablösung im Zuge von Entwicklungsaufgaben für die Identitätsentwicklung als funktional darstellt, ist die Bedeutung des Medienhandelns im Hinblick auf Familien- und Identitätsentwicklung multiperspektivisch einzuordnen. Dies gelingt aber letztlich nur vor dem Hintergrund der Berücksichtigung der jeweiligen Einbindung des Jugendlichen in seinen spezifischen sozialen Kontext. In diesem Sinne verfolgt das Forschungsvorhaben einen Ansatz, der sich multiperspektivisch auf die Spezifika der Entwicklungsphase Jugend, das Elternverhalten – insbesondere die Medienerziehung – und das Eltern-Kind-Verhältnis stützt.

Fend (1990) u.a. zeigen, dass die Lösung altersspezifischer Entwicklungsaufgaben abhängig ist von den persönlichen Voraussetzungen der Jugendlichen (psychische Strukturen, Kompetenzen, Wertorientierungen), ihren sozialen Stützsystemen (Familie, Peers u.a.), ihren eigenständigen Entwicklungsaktivitäten und deren subjektiv als wichtig erachteten Erfolgen. Für Jugendliche kann die Identitätsbildung als eine zentrale Entwicklungsaufgabe verstanden werden,

bezeichnungen sind stets beide Geschlechter gemeint, es sei denn, die Differenzierung ist von inhaltlicher Bedeutung.

die definitionsgemäß strukturelle Veränderungen beim Menschen bewirkt, die nicht rückgängig gemacht werden können, und deren Lösung den weiteren Lebenslauf maßgeblich beeinflusst (vgl. Neuenschwander, 1996, S. 26). Mit Blick auf das Phänomen der exzessiven Computer- und Internetnutzung stellt sich die Ausbildung einer selbstverantworteten Selbststeuerung als zentrale Aufgabe dar.

Das Problem der mangelnden Selbstkontrolle des Mediennutzungsverhaltens tritt im Jugendalter verstärkt dann auf, wenn neben der noch unausgereiften Verhaltenskontrolle der Jugendlichen kaum soziale Begleitung existiert, die ein Entgleiten der Computer- und Internetnutzung verhindert. Es ist davon auszugehen, dass dies – im Guten wie im Schlechten – auch für das Phänomen der „Mediensucht“ bei Heranwachsenden zutrifft. Familien haben ein hohes Potential zur Regulierung von individuellen und interpersonalen Problemlagen. Im Regelfall erfüllen sie eine Vielfalt von positiven Funktionen. Familienmitglieder können einander helfen, Problemlagen zu bewältigen. Funktionalen Familienbeziehungen wird ein protektiver Faktor gegenüber Krankheitsgenesen zugeschrieben.

Zahlreiche Forschungsarbeiten behandeln die Mediennutzung und das Medienhandeln von Kindern und Jugendlichen u.a. im Kontext der sozialen Herkunft (vgl. Lenhart, 1995; Paus-Hasebrink & Bichler, 2008; Feldhaus & Logemann, 2006), ohne jedoch explizit aus systemischer Sicht auf die Entstehung und den Umgang mit Problemen zur exzessiven Mediennutzung abzielen. So konstatieren Sander & Lange (2006), dass trotz einer sich in den letzten Jahren verändernden wissenschaftlichen Sichtweise in Bezug auf Medien und Familien „leider noch viel zu spärlich Forschung zu diesem Thema“ betrieben wurde (ebd., S. 11), und regen zu einer Verschränkung familienwissenschaftlicher und medienpädagogischer Expertise an. Hier wollen wir mit unserem Forschungsvorhaben ansetzen.

Der vorliegende Bericht gliedert sich wie folgt: Nach einer kurzen Darstellung des aktuellen Forschungsstandes aus der Suchtforschung wird ein Überblick über die Bedeutung von Medien im Jugendalter und medienerzieherischem Handeln in Familien gegeben. Die Ausführungen zur Familie als System, zu Familienentwicklungsaufgaben sowie zur Bedeutung von Medien und Medienerziehung im Jugendalter bilden den ersten Teil des theoretischen Rahmens dieser Untersuchung. Ergänzt werden die theoretischen Überlegungen durch die Thematisierung exzessiver Computer- und Internetnutzung aus der Perspektive der Suchtforschung. Im Weiteren wird erörtert, inwiefern exzessive Computer- und Internetnutzung Anlass problembezogener Interaktion in Familien sein kann. Daran anknüpfend wird ein Modell dargestellt, mit Hilfe dessen in der vorliegenden Studie die Perspektive der Wissenschaft, die elterliche und die Perspektive der Jugendlichen selbst auf eine problematische Computer- und Internetnutzung untersucht werden. Die Einbeziehung sozialer, familialer, medienunabhängiger und medienbezogener Einflussfaktoren zur Erklärung der Entstehung bzw. Definition von Problemen bei der jugendlichen Mediennutzung sowie der Vergleich sich unterscheidender bzw. sich überschneidender

Perspektiven (Wissenschaft, Eltern und Jugendliche) auf die Bewertung der Nutzung bilden den zentralen Teil der Auswertungen.

Im Anschluss an die Präzisierung der Zielsetzung und die Forschungsfragen der vorliegenden Untersuchung werden Methodik und Durchführung der drei Forschungsmodule Experteninterviews, Gruppendiskussionen und quantitative Repräsentativerhebung beschrieben. Der Ergebnisteil beginnt mit den Erkenntnissen, die aus den Gruppendiskussionen gewonnen werden konnten. Anschließend folgen die Auswertungen des zweiten qualitativen Moduls: den Experteninterviews. Der Ergebnisteil schließt mit der Darstellung deskriptiver und inferenzstatistischer Auswertungen aus der quantitativen Befragung einer repräsentativen Quotenstichprobe von Familien (Dyaden) in Deutschland. Im Diskussionsteil werden zentrale Ergebnisse aus allen drei Modulen in einer integrativen Analyse zusammengeführt und Übereinstimmungen und Widersprüche erörtert. Auch mögliche Limitationen der Studie sollen an dieser Stelle benannt werden. Abschließend werden, basierend auf den gewonnenen Erkenntnissen, Handlungsempfehlungen formuliert, so zum Beispiel Maßnahmen zur Stärkung medienbezogener Erziehungskompetenz für Eltern und Lehrkräfte sowie zur Optimierung des Beratungsangebots durch Fortbildungen für die Mitarbeiter oder Anregungen für die besonderen Bedarfe des Förderschulwesens.

Eigene Vorarbeiten

In dem Forschungsprojekt EXIF wird anknüpfend an bestehende Ergebnisse und offene Forschungsfragen der Fokus auf (medien)pädagogische und praxisorientierte Fragestellungen gelegt. Dabei kann auf eigene Forschungsarbeiten zur internetbasierten Kommunikation Jugendlicher zurückgegriffen werden. In einer Forschungsarbeit zur internetbasierten Kommunikation und Identitätskonstruktion 14- bis 16-jähriger Jugendlicher bildeten Selbstdarstellungen im Netz und Regolorientierungen den Fokus (Kammerl, 2005). Dabei wurde die Ausbildung einer normativen und selbstverantworteten Selbststeuerung hinsichtlich der Nutzung digitaler Medien als zentrale und medienpädagogisch zu begleitende Aufgabenstellung sowohl theoretisch als auch empirisch belegt. Berücksichtigung fand dabei auch das Phänomen der suchtvähnlichen Internetnutzung und dessen Einbindung in spezifische familiäre Kontexte (ebd., S. 100). Mit seinen Mitarbeiterinnen Sandra Hein, Lena Hirschhäuser und Christiane Schwinge legte Rudolf Kammerl in Hamburg den Fokus auf den Zusammenhang zwischen der exzessiven Computer- und Internetnutzung und dem (medien)erzieherischen Verhalten der Eltern (Hein & Kammerl, 2010; Hirschhäuser, Kammerl & Schwinge, 2011; Hirschhäuser & Kammerl, 2011). Dabei verwies er auf die Problematik inadäquater Suchtzuschreibung für die Gestaltung der Eltern-Kinder-Interaktion und die Schwierigkeit einer erzieherischen Bewältigung der als exzessiv wahrgenommenen Internetnutzung (Kammerl, 2009). Mit der Verbindung familienwissenschaftlicher und medienpädagogischer Fragestellungen gehen in Hamburg zunehmend die interdisziplinäre Zusammenarbeit und die

Verknüpfung wissenschaftlicher Arbeit mit medienpädagogischer Praxis einher. Der Praxisbezug ergibt sich durch die Mitgliedschaft in der Arbeitsgruppe „Enter–Control–Escape“, in welcher der Austausch über die fokussierte Thematik zwischen Fachkräften seit 2008 vorangetrieben wird (vgl. Kammerl & AK Enter–Control–Escape, 2010). Neben den Wissenschaftlern der Universität Hamburg setzt sich der Arbeitskreis aus Mitarbeitern des Suchtpräventionszentrums, des Büros für Suchtprävention („Projekt Netz mit Webfehlern“ – <http://www.webfehler-hamburg.de/>), verschiedener Suchtberatungsstellen, Mitarbeitern der Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration sowie Wissenschaftlern des Hans-Bredow-Instituts, des Instituts für Interdisziplinäre Sucht- und Drogenforschung und des Deutschen Zentrums für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters zusammen.

Aus diesem Zusammenhang resultiert auch die interdisziplinäre Zusammensetzung der Arbeitsgruppe, die in dem vorliegenden Forschungsprojekt zusammengearbeitet hat. Aus dem Institut für Interdisziplinäre Sucht- und Drogenforschung konnte Moritz Rosenkranz gewonnen werden. Seine Interessenschwerpunkte sind Computerspielnutzung, Glücksspielsucht sowie die exzessive bis suchtartige Nutzung Neuer Medien (siehe Hayer & Rosenkranz, 2011). Das Deutsche Zentrum für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters (DZSKJ) im Universitätsklinikum Eppendorf (UKE) wirkte unter der Leitung von Prof. Dr. Rainer Thomasius, der unter anderem über die Zusammenhänge von Familie und Sucht forscht, als Kooperationspartner mit. Innerhalb dieser Kooperation waren Dr. Kay Uwe Petersen und Dr. Lutz Wartberg vom DZSKJ in das Projekt eingebunden. Kay Uwe Petersen erstellte im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit (BMG) eine Studienübersicht zum Beratungs- und Behandlungsangebot bei pathologischem Internetgebrauch in Deutschland (Petersen & Thomasius, 2010a) und übersetzte die in dieser Studie verwandte „Compulsive Internet Use Scale“ (Meerkerk et al., 2009) vom Englischen ins Deutsche. Lutz Wartberg sondierte zusammen mit Kay Uwe Petersen ebenfalls im Auftrag des BMG internationale Online-Beratungsangebote zum pathologischen Internetgebrauch. Darüber hinaus befragt er Jugendliche, die mit einem pathologischen Internetgebrauch im UKE vorstellig werden, und hat zu dieser neuen Patientengruppe erste Daten publiziert (Wartberg et al., 2011).

Mit dem Hans-Bredow-Institut (HBI), das zusammen mit der FH Köln für die Landesanstalt für Medien NRW (LfM) die Studie „Kompetenzen und exzessive Nutzung bei Computerspielern: Gefordert, gefördert, gefährdet“ (Fritz et al., 2011) durchgeführt hat, stand in Hamburg ein weiterer Kooperationspartner für den fachübergreifenden wissenschaftlichen Austausch zur Verfügung. Gemeinsam mit dem HBI konnte zwischenzeitlich ein Projekt zur sekundäranalytischen Auswertung von Spielerinterviews begonnen werden, mit dem die Zusammenführung der Perspektiven aus den beiden Forschungsprojekten weiter vorangetrieben wird.

2 Stand der Forschung: Exzessive und suchtartige Computer- und Internetnutzung

Kay Uwe Petersen und Lutz Wartberg

Bereits seit den 1980er Jahren und zunehmend seit den ersten Forschungsarbeiten von Kimberly Young ab 1996 (Young, 1998) wird exzessiver Computergebrauch – sei es als Computerspiel- oder Internetnutzung – als ein nicht stoffgebundenes Suchtverhalten unter der Bezeichnung „*Internet addiction*“ thematisiert. Unter Vermeidung des wissenschaftlich problematischen Suchtbegriffes wird in Deutschland eher der Begriff der „Computer- und Internetabhängigkeit“ (Petersen & te Wildt, 2012) gebraucht.

Exzessive Computerspiel- oder Internetnutzung von Jugendlichen ist eine neuere Problematik, mit der Eltern und Lehrkräfte konfrontiert sind. Dennoch dürfte der versunken Computer nutzende Jugendliche dem Computersüchtigen seltsam ähneln, den der Psychiater Prof. Dr. Steven Starker bereits vor fast dreißig Jahren beschrieben hat:

„He or she may be found in a fixed (or frozen) position before the computer monitor at any time of the day or night. The catatonic-like pose is broken only by occasional rapid-finger movements (RFM) over the microcomputer keyboard. Persistent RFM may, in fact, be the only signs of consciousness except for occasional grunts of satisfaction or groans of frustration“ (Starker, 1983, S. 556.)

Während diese Beschreibung einer vollkommen auf einen Monitor fixierten Person, deren einzige Lebenszeichen Fingerbewegungen und Grunzlaute sind und die nicht mehr zur Teilnahme am Familienleben zu motivieren ist, noch satirisch überspitzt gemeint ist, ist der exzessive Computerspieler mittlerweile für Familien zunehmend zu einer Realität geworden. Rehbein et al. (2009) schätzen auf der Basis einer repräsentativen Studie bei Neuntklässlern 3% der männlichen und 0,3% der weiblichen Jugendlichen in Deutschland als abhängig vom Computerspielen ein.

Aspekte der Computerspielnutzung im Jugendalter

Der weitaus überwiegende Teil der Jugendlichen in Deutschland nutzt Computer-, Konsolen- und Onlinespiele allerdings als eine zeitlich überschaubare Komponente seiner Freizeitgestaltung. Nach Befunden aus der aktuellen JIM-Studie, für die der Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest (MPFS) im Jahr 2011 insgesamt 1.205 12- bis 19-jährige Jugendliche befragt hat, spielt jeder sechste Heranwachsende täglich oder mehrmals pro Woche (allein) Online-Spiele oder Multi-User-Online-Spiele. Jeder fünfte der befragten Jugendlichen spielt in dieser Frequenz Konsolenspiele und PC-Spiele (offline) alleine (MPFS, 2011, S. 43). Allerdings berichten auch 21% der Jugendlichen, sie würden nie spielen, „weder am Computer oder im Internet noch an der Konsole“ (ebd., S. 44). Ihre tägliche Spieldauer schätzen die Jugendlichen im Mittel auf 58 Minuten unter der Woche (Mo-Fr); am Wochenende wird durchschnittlich circa 20 Minuten länger gespielt (80 Min.) (ebd., S.45). Dabei verbringen Jungen an Wochentagen etwa doppelt soviel Zeit wie Mädchen mit dem Spielen (81 Min. vs. 35 Min.) und am Wochenende steigt das Verhältnis auf fast drei zu eins (116 Min. vs. 42 Min.).

Computerspielen ist bei deutschen Jugendlichen weit verbreitet und keineswegs immer problematisch. Computerspiele können die selektive Aufmerksamkeit und visuelle Wahrnehmungsfähigkeit (Kontrastsensitivität) (Caplovitz & Kastner, 2009) sowie das räumliche Vorstellungsvermögen (Rosenthal et al., 2011) verbessern. Nur zwei Stunden des Spielens von *Counterstrike* erhöhte die geteilte Aufmerksamkeit (Fähigkeit, sich auf mehrere unterschiedliche Aufgaben und Reize gleichzeitig zu konzentrieren) einer Untersuchungsgruppe signifikant gegenüber einer Kontrollgruppe (Greenfield, 2009). Allerdings weist die Autorin auch darauf hin, dass das Spielen von Computerspielen handlungsorientierte Leistungsaspekte selektiv fördert, während andere (Analyse, Reflexion, kritisches Denken, Vorstellungsvermögen), eher durch Lesen begünstigte Aspekte, vernachlässigt würden. Letztlich entstünden damit möglicherweise Menschen, die schnell und impulsiv reagieren und handeln können, die aber eher Schwierigkeiten damit haben, ihre Handlungen kritisch zu hinterfragen und Handlungsalternativen zu entwickeln. Greenfield (ebd.) sieht die Mediennutzung als eine Art „geistiger Nahrungsaufnahme“ und eine Dominanz der Nutzung von Fernsehen, Computern und Konsolen als eine Art Fehlernahrung, wenn sie eine ausgewogene „Medien-Diät“ für Kinder und Jugendliche fordert. Schon aus diesem Grunde bedarf die Computer- und Internetnutzung zeitlicher Grenzen, welche die meisten Kinder und Jugendlichen allein oder mit Unterstützung der Eltern setzen können.

Abhängigkeit oder Leidenschaft?

Selbst wenn das Computerspiel über andere Freizeitaktivitäten deutlich dominiert, muss noch keine Computer- und Internetabhängigkeit vorliegen. Ohne

eine gewisse Einseitigkeit der Freizeitaktivitäten gäbe es zum Beispiel keine Spitzensportler und keine Spitzenleistungen auf Musikinstrumenten. Computerspiel kann einfach eine leidenschaftlich ausgeübte Aktivität sein, die viel Zeit braucht. Vallerand et al. (2003) unterscheiden zwischen „harmonischer Leidenschaft“ und „obsessiver Leidenschaft“. Im Konzept der „harmonischen Leidenschaft“ wird eine Aktivität freiwillig als bedeutsam akzeptiert, sie verpflichtet und zwingt nicht und bleibt in Harmonie mit anderen Teilbereichen des Lebens. Dagegen entsteht „obsessive Leidenschaft“ aus erlebten Defiziten (z.B. mangelnder Selbstwertschätzung) und erfüllt eine innere Bedürftigkeit. Sie kann auch entstehen, wenn das aus der Aktivität resultierende Vergnügen unkontrollierbar wird. Obsessive Leidenschaft kontrolliert das Leben. Wang & Chu (2007) konnten in einer empirischen Studie bestätigen, dass harmonische Leidenschaft nur schwach mit Computer- und Internetabhängigkeit zusammenhängt. Je stärker ausgeprägt das Merkmal „obsessive Leidenschaft“ hingegen in einem Fragebogen war, desto höher fielen auch die Werte in einem anderen Fragebogen zur Computer- und Internetabhängigkeit aus.

Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Konzepte der obsessiven Leidenschaft und der Sucht nach einem Verhalten sind noch wenig erforscht. Die in der bereits oben erwähnten Studie von Rehbein et al. (2009) eingesetzten Kriterien von Computerspielsucht orientieren sich an der Diagnostik der Abhängigkeit von psychotropen Substanzen, deren Paradigma die Alkoholabhängigkeit ist (vgl. Petersen & Thomasius, 2010b). Es tritt eine oft progressive „Einengung des Verhaltensraums“ ein; die Betroffenen verausgaben über eine längere Zeitspanne den größten Teil des Tageszeitbudgets für die Computernutzung und denken auch außerhalb des Spielens an diese Aktivitäten. Zunehmender „Kontrollverlust“ entsteht, das heißt, die Personen zeigen eine deutlich reduzierte Fähigkeit, die Dauer der Computernutzung zu begrenzen. Als „Toleranzentwicklung“ wird bezeichnet, wenn immer länger gespielt wird, um einen gewünschten Effekt und einen zufriedenen Zustand zu erreichen. Ist es für die Personen nicht möglich den Computer/das Internet zu nutzen, so treten unterschiedliche unangenehme emotionale und körperliche Zustände auf (z.B. Ruhelosigkeit, Reizbarkeit, Nervosität, Niedergeschlagenheit), die als „Entzugserscheinungen“ interpretiert werden. Als „schädlicher Gebrauch“ (anhaltender Gebrauch trotz schädlicher Folgen) kann angesehen werden, wenn verschiedenste andere Aufgaben und Interessen vernachlässigt werden und wenn trotz bewusst wahrgenommener erheblicher, eindeutig schädlicher Folgen, wie Fehlzeiten bzw. Schul- und Ausbildungsabbrüchen, Gefährdung der Karriere, Verlust des Partners oder finanziellen Problemen, die Computernutzung nicht auf ein Ausmaß ohne drohende Konsequenzen reduziert werden kann.

Ob der Begriff der obsessiven Leidenschaft für das Computerspiel oder der Computerspielabhängigkeit benutzt wird, beides bezeichnet einen Zustand reduzierter Kontrolle über das Computerspiel, der je nach Ausmaß unterschiedlich gravierende Folgen für das psychosoziale Leben der Betroffenen hat. Während der Begriff der obsessiven Leidenschaft jedoch die Verantwortlichkeit für

das Problemverhalten beim Betroffenen belässt, bezeichnet die Abhängigkeit einen pathologischen Prozess und Zustand mit reduzierter Verantwortung und deutlicher Hilfsbedürftigkeit. Gleichzeitig verweist der Begriff der Abhängigkeit auf Zustände und Prozesse, die aus stoffgebundenen Süchten wie dem Alkoholismus bereits bekannt sind.

Ein Kernproblem in der aktuellen Diagnostik zum Internetgebrauch und zu möglichen pathologischen Nutzungsmustern des Mediums sind zweifelsfrei die uneinheitlichen Diagnose-Kriterien, da aktuell weder in der „International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems“ (ICD-10) noch im „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders“ (DSM-IV-TR)² eine eigene Diagnosekategorie für die pathologische Internet-/Computerspielnutzung existiert (Peukert et al., 2010). Dementsprechend ist es in der Versorgung von Patienten aktuell nicht möglich, eine derartige Diagnose auf Basis dieser gängigen Klassifikationssysteme zu stellen. Allerdings wird, soweit inhaltlich bekannt, in der kommenden Revision des Diagnostischen und Statistischen Manuals Psychischer Störungen (DSM-5) die Diagnose „Internetabhängigkeit“ im Anhang als Kandidat für eine Aufnahme in den Kriterien-Katalog aufgeführt werden (te Wildt & Fischer, 2011). Bisherige Versuche einer diagnostischen Einordnung orientierten sich zum einen an den sechs Kriterien zur stoffgebundenen Abhängigkeit bzw. an den zehn Kriterien für das pathologische Glücksspiel nach DSM-IV (ebd.). Dies führt allerdings bei verschiedenen Forschergruppen weltweit zu divergierenden Kriterienkatalogen und dadurch zwangsläufig auch zu unterschiedlichen Prävalenzen. Nach Beutel et al. (2011) gibt es noch eine weitaus größere Bandbreite an Diagnosen, die aktuell diskutiert werden. Danach sehen manche Autoren die pathologische Internet-/Computerspielnutzung „[...] als Entwicklungsstörung, andere als Impulskontroll-, Zwangs- oder Persönlichkeitsstörung [...]“ oder es erfolgt die Einordnung „[...] in das Spektrum der Verhaltenssuchte [...]“ (ebd., S. 78). Es wird weiterhin diskutiert, ob es sich bei diesem Phänomen um ein eigenständiges Krankheitsbild handelt oder eher um eine Komorbidität zu einer anderen psychischen Erkrankung (Springer, 2009). In der Versorgung der Patienten bzw. „in der klinischen Praxis wird deutschlandweit derzeit die Vergabe einer sonstigen abnormen Gewohnheit und Störung der Impulskontrolle (ICD-10 F 63.8) bevorzugt, um eine Einordnung in den Kriterienkatalog vornehmen zu können“ (Kratzer 2011, S. 243). Wie sich anhand dieser heterogenen Ansätze zeigt, herrscht aktuell in der Wissenschaft und in der Praxis noch eine starke Unsicherheit bzw. fehlende Einigkeit darüber, wie und in welcher Form das Auftreten einer klinisch relevanten pathologischen Internet-/Computernutzung, wie sie aktuell zunehmend bei Patienten in Behandlungseinrichtungen (Wölfling & Müller, 2010) auftritt, zu diagnostizieren ist.

Auch wenn, wie beschrieben, Computer- oder Internetabhängigkeit noch keine in den internationalen Systemen der psychiatrischen Diagnostik etablier-

² Deutsche Version des ICD-10: Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (Dilling et al., 1993) und des DSM-IV-TR: Diagnostisches und statistisches Handbuch psychischer Störungen zur internationalen statistischen Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (Koehler & Sass, 1996).

ten Diagnosen (vgl. Petersen & Thomasius, 2010a) sind, kann in der Praxis auf eine aus der exzessiven Computernutzung entstehende Hilfsbedürftigkeit mit in der Suchtbehandlung bewährten Methoden angemessen reagiert werden (ebd.). Falls keine spezifischen Beratungs- und Behandlungseinrichtungen in der Nähe existieren, kann Betroffenen daher angeraten werden, sich an das in Deutschland gut entwickelte Suchthilfesystem oder spezialisierte Erziehungsberatungsstellen zu wenden. Für die Behandlung als Sucht spricht weiter, dass die Betroffenen häufig selbst die weiter oben beschriebenen Suchtsymptome erleben und beschreiben, wenn sie auch durchaus ablehnen, ihre Krankheit damit in die Nähe einer Drogenabhängigkeit zu rücken.

Aus Längsschnittstudien über den Zeitraum von zwei Jahren ist bekannt, dass Computer- und Internetabhängigkeit bei Kindern und Jugendlichen über Jahre fortauern, nicht generell aus dem Bestehen anderer psychiatrischer Störungen erklärt werden und Depressionen, Ängste und reduzierte Schulleistungen zur Folge haben kann (Gentile et al., 2011). Eine andere Längsschnittstudie an einer ebenfalls großen Schülerstichprobe im Alter von 13 bis 16 Jahren fand drei Prozent süchtige Online-Computerspieler, von denen jedoch etwa die Hälfte nach einem Jahr die diagnostischen Kriterien nicht mehr erfüllte. In dieser Stichprobe war Computer- und Internetabhängigkeit nicht mit bedeutsam verminderter psychosozialer Gesundheit verbunden (van Rooij et al., 2011). Diese neueren Studien zeigen vor dem Hintergrund des Forschungsstandes (Petersen & Thomasius, 2010a), dass Computer- und Internetabhängigkeit ein auch ohne Behandlung sich von selbst zurückbildendes transitorisches Phänomen sein kann, aber dass sie andererseits auch über Jahre fortbestehen kann, in denen sich die psychosozialen und gesundheitlichen Konsequenzen immer gravierender gestalten.

Für die Praxis bedeuten die bislang angestellten Überlegungen, dass eine exzessive Computer- oder Internetnutzung eines Jugendlichen nicht eindimensional auf der Basis der für das Verhalten investierten Zeit beurteilt werden kann, sondern unter Einbeziehung von potentiell bestehenden Suchtsymptomen im Zusammenhang mit der psychosozialen Situation untersucht werden sollte. Wenn sich eine Nutzung dieser Medien zum einzigen Freizeitinteresse zu entwickeln beginnt, wenn familiäre Konflikte über die Begrenzung des Spiels in Intensität und Häufigkeit zunehmen und insbesondere wenn gleichzeitig schulische oder andere Verpflichtungen aufgrund der Computer- oder Internetnutzung nicht mehr hinreichend erfüllt werden, sollte die Frage nach dem möglichen Bestehen einer Suchterkrankung gestellt werden. In diesen Fällen scheint zumindest eine Problematik der Selbstregulierung und elterlichen Fremdregulierung der Computernutzung zu bestehen. Neuere Forschungsbefunde zum pathologischen Internetgebrauch legen dazu nahe, dass die elterliche Reaktion mit strikten Regeln das exzessive Verhalten sogar noch begünstigen kann, wenn die Aufstellung der Regeln nicht auf der Basis einer guten elterlichen Kommunikation geschieht, bei der sich der oder die Betroffene in ihrem auf den Computer bezogenen Verhalten verstanden, ernst genommen und respektiert fühlt (van den Eijnden et al., 2010). Eine positive, gute Kommunikation